

Reinhard Worschec

Typisch fränkisch

Wie steht es um das Fränkische? Die große Zeitenwende gibt Anlass, Rückschau zu halten, Bestandsaufnahme zu machen und in die Zukunft hineinzuschauen. Was ist noch typisch fränkisch? Eine gefährliche, kaum zu beantwortende Frage. Schon stehen die Kritiker, Besserwisser und Immerklugen an der Tür, klopfen laut an und melden sich zu Wort: Was heißt typisch, was ist überhaupt fränkisch, wer erlaubt sich solche Fragen zu stellen? Und schon sind wir mittendrin im fränkischen Zustand.

Am besten und treffendsten konnten und können die längere Zeit in der Fremde Weilenden diese heikle Frage beantworten, jener Jahre lang in russischer Kriegsgefangenschaft geknechtete Soldat, jener weit von seinem Frankenland entfernte, im Sterben liegende Dichter Max Dauthendey oder jener von seinem zu gering geachteten, kleinen Bauernhof verjagte, jetzt an einem Fließband in der Fabrik arbeitende Landwirt. Müssten nicht erst die meisten Menschen auf ein paar Jahre vertrieben werden, um zutiefst zu erfahren, wie schön und geborgen es daheim sein kann? Das Allgewohnte stumpft ab, bietet nur selten einen Reiz, wird blasser und fahler. Der Gesättigte weiß nicht mehr, dass Heimathaben ein Werk der Treue, Ausdauer und vor allem der Liebe ist.

Die Frage nach dem Fränkischen, wie es gewesen ist, was man noch spürt, fühlt und sieht, beantworten die Optimisten leichtgläubig so: Alles ist geblieben wie es war. Die Pessimisten hingegen geben zur Antwort: Nichts mehr ist so wie es einmal war. Da lobe ich den schlauen oder gar überschlauen Franken mit seiner scheinbar weisen Behauptung: „Da soch i nit sou und nit sou, dann kann später a kenner soch, i hätt sou oder sou gsocht.“ Die stets Bedächtigen sind über solche Abfrage-

reien verwundert und zucken höchstfalls einmal laut mit der Achsel.

Das Fränkische ist von allem etwas, kaum greifbar und erklärbar, äußerst vielfältig und differenziert. Recht oft tut sich der im Frankenland Lebende schwer, er gibt sich auffallend umständlich, gestelzt, gravitätisch. „Sie, ich muss sie amol was Saudumms fröh!“ Er will nach Möglichkeit nicht auffallen; denn was werden die Leute sagen. Gar leicht reagiert er überempfindlich auf Belangloses und Nebensächliches.

Minderwertigkeitskomplexe rühren sich, wenn sich der Franke alleingelassen fühlt. Um stark und selbstbewusst zu sein, braucht er seine Gemeinschaft, seinen Verein, seine Gruppe. Kaum ist er einmal von daheim weg, versucht er die Sprache der anderen nachzumachen, meist holprig und unecht. Überhaupt wird im fränkischen Raum allzu viel nachgeahmt und nachgeäfft. Vor allem in der Bauweise bleiben die bitteren, unechten Früchte lange sichtbar: Riesige Balkone, überdimensional große Fenster, oberbayerische Wuchtigkeit, sinnlos herausgerissene Hoftore und Eingangspförtchen.

Noch vor einigen Jahrzehnten konnte man getrost feststellen, dass einem echten Franken neben dem Beharrlichen, Forschenden, Schweren gleichzeitig auch das Frohe, Gelassene, das heiter Gelöste zu eigen gewesen ist.

Nicht mehr so häufig, aber immer wieder einmal, begegnet man einer markanten Persönlichkeit, die nahezu alle wesentlichen Leitlinien und Eigenschaften in sich trägt. Nur scheinbar widersprüchlich mischt sich das Gegensätzliche zu vielerlei gegückten Formen zusammen. Was kann man da plötzlich Verschiedenartiges nach langem Beobachten entdecken!

In einigen Gegenüberstellungen können hier lediglich andeutungsweise einzelne

Wesensmerkmale zusammengetragen werden. Der Franke ist zugleich gesprächig, dia-logfreudig, gesellig, wortkarg und zugeknöpft. Er kann recht höflich, zuvorkommend und einfühlsam sein, aber auch grobschläch-tig, sehr nüchtern und berechnend, oft auf sei-nen Vorteil bedacht. Da sind die einen sehr offen, beweglich und vigilant, andere wieder-um geradezu falsch, „falsche Verrecker“, heimtückisch und hinterhältig. Leider ne-hmen die Frommen, Gläubigen, die Kirchgän-ger und Beter zusehends ab, immer mehr gebärden sie sich modern, fortschrittlich und angeblich aufgeklärt. „Es wär a annere Zeit“, hört man gar oft. Auf Tradition, Brauch und gute Gewohnheit legt man nicht mehr allzu viel Wert.

So hat der im Fränkischen Lebende bis heute von fast allem ein wenig. Ist diese Feststellung sogar das Einmalige und Einzigar-tige? Wenn derselbe Nachbar von einem Tag auf den anderen mürrisch, bockig, verdros-sen, kurz darauf geradezu umgekehrt ausge-lassen, übertrieben fröhlich und gut aufgelegt ist, muss man mit ihm dennoch auskommen. Für Fremde auffällig ist die sprichwörtliche Rechthaberei, Besserwisserei und Streit-sucht, obwohl man gleichzeitig meist bestrebt ist, Ruhe und Frieden zu bewahren.

Altfränkisch sein heißt etwas mit Um-standskramerei, mit altmodischem und alt-väterlichem Getue zu tun zu haben. Vor über einem halben Jahrhundert habe ich als Ver-triebener mit kindlichen Augen diesen Volks-stamm ganz anders gesehen: Da habe ich vor allem seinen frommen Sinn bestaunt und noch immer habe ich die übervollen Kirchen-bänke während der Sonntagsmesse in guter Erinnerung. Eng aneinandergepfercht knie-ten wir Kinder in den niedrigen Bänkchen vor der Kommunionbank. Ich weiß noch genau, dass man auf dem Kartoffelacker bei der Ernte alles liegen und stehen ließ und zu beten begann, wenn vom entfernten Kirchturm her die Glocken zum Angelus zu hören waren. Wie traurig ist es, wenn die wenigen noch Verbliebenen vor dem Allerheiligsten ihr Lied vom Christkönig singen, dieser König im Tabernakel jedoch fast ohne Volk harren muss! Bei einem Besuch auf dem Würzburger Käppele, dem zentralen Knotenpunkt main-

fränkischer katholischer Frömmigkeit, wurde mir vor dem Hauptaltar plötzlich deutlich bewusst, was innerhalb einiger Jahrzehnte geschehen ist. Das Altarbild zeigt das Zusam-mentreffen von zwei schwangeren Frauen. Die Muttergottes Maria trifft nach langer Pilgerschaft von Nazareth nach En Karem ihre Base Elisabeth. Schwangerschaften las-sen sich heutzutage so leicht verhüten und abbrechen. Das Oberhaupt der katholischen Kirche wird als Pillenpapst verhöhnt. Das ist kein rein fränkisches Anliegen, aber diese Situation hat auch die Franken in ihrer Men-talität empfindlich getroffen.

Um so mehr gilt es sich zu besinnen und auf Altbewährtes höheren Wert zu legen. Es wird in Zukunft von Wichtigkeit sein, auf Dialog, Nachbarschaft und ein zufriedenes Auskom-men größere Aufmerksamkeit zu richten.

Es genügt bei weitem nicht allein, sich ein Franke zu nennen, nur weil man in einem Verein mitwirkt und bei festlichen Anlässen eine erneuerte fränkische Tracht trägt. Und es reicht nicht aus, wenn man in einer Blas-kapelle beim Dreher gekonnt das Hörnla bläst oder in einem Männerchor fränkische Lieder mitsingt. Dies sind wohlgemeinte Zugaben, die genauso zum Eigentümlichen zählen wie das Mitpilgern beim Fronleichnamszug.

Es ist noch nicht so lange her, da waren die unzähligen frommen Zeichen in Haus und Hof, in Stadt und Land eingebettet und einge-bunden in die kleinstädtische, dörfliche, vorab aber in die bäuerliche Alltags-, Arbeits- und Festtagswelt. Die Bilanz am Übergang eines Jahrtausends ins andere ist mager und käglich, es ist nicht viel vom „typisch“ Frän-kischen übrig geblieben.

Aber plötzlich – denn wo Not ist, regt sich auch Hoffnung und Rettung – tauchen Licht-blicke und neue Möglichkeiten auf. Es röhren sich allenthalben Vereinigungen und Grup-pierungen, die der Identitätsfrage nach-spüren, es bilden sich kleinere und größere rührige, betende und helfende Gruppen, ver-meht gehen Christen im fränkischen Land auf Wallfahrt und Prozessionen, auf Flurgän-ge und längere Pilgerfahrten. Der Dialog, das gute Gespräch mit dem anderen, zuvorderst das gemeinsame Gebet erfüllt den Raum und die Landschaft mit Andacht zu allen Dingen.



Vogelsburg bei Volkach

Dabei gilt primär die alte Redensart: „Lass dich net nei die Ängstn joch!“ Lass dich niemals in die Drangsal, in die kalte Angst hineinjagen, lass dich nicht verwirren!

Wer noch immer voller Vertrauen in seine Heimat, in sein fränkisches Land, in seine Menschen, die dort leben, setzt, erspart sich sehr oft vorsichtiges Taktieren und mancherlei belastende, manipulierende Umstände. Im Nächsten Vertrauen finden heißt letztendlich, ihn in seinen Stärken und zugleich in seinen Schwächen kennen, es heißt, ihn in seinen Redensarten und Aussprüchen, in seinen Lebensgewohnheiten, in seinem Humor und in seiner Laune, ja in seiner Mimik, Gestik und seinem ganzen Gehabe verstehen. So wissen wir, mit wem wir es zu tun haben, wir können uns auf den anderen einlassen und uns auf ihn verlassen. Dadurch wird das ganze Leben unkomplizierter, handlicher und einfacher.

Gründe für die zum Teil sehr radikalen Umwandlungen und Veränderungen gibt es unzählige. Am krassen Anderssein ist sicht-

bar der Wandel im gesamten Handwerk und in der Landwirtschaft zu beobachten. Vor allem der Bauer ist schon lange nicht mehr der eigentliche Kulturträger, er wird durch Technik und Fortschritt, durch ständig neue Reformen, Gesetze und Bereinigungen und durch immer größere Zusammenschlüsse zusehends materieller, gleichzeitig existenzgefährdet und schließlich zum Aufgeben geötigt. Dies fällt besonders dort auf, wenn in einem Ort nahezu alle mittleren und kleineren Landwirte das Handtuch werfen mussten. Die einstige rechtliche Dorfgemeinschaft ist aufgelockert, auf weite Strecken hin zerbrochen. Wer aber hat die Aufgaben und den kulturellen Auftrag übernommen?

Mag an dieser Stelle ein kurzer Blick in die bewegte Geschichte geworfen werden, um fränkische Eigenarten und Wesenszüge genauer zu erkennen und zu verstehen. Wie ist fränkisches Wesen entstanden?

Von jeher, das heißt seit über fünf Jahrtausenden, war Franken in erster Linie Bauerland. Aufgefächert in kleinräumige Adels-

herrschaften herrschte das Kleingegliederte vor. Gerade deshalb kommt auch immer wieder einmal der Drang nach etwas mehr Freiheit hoch: Dann stehen die Franken auf dem Marienberg in Würzburg, auf dem Kreuzberg oder dem Staffelberg und schauen in die Ferne. Fränkisch wurde das Land erst seit dem 6. Jahrhundert, als der Frankenkönig Chlodwig über die Alemannen siegte. Darnach entwickelte sich nach der Gründung fränkischer Großdörfer allmählich fränkische Wesensart. Ab 1200 ist Franken auch das Land der Städte und Burgen, es ist Ritter- und Bürgerland. Seither ist gelegentlich die Rede vom fränkischen Bewusstsein und vom Selbstbewusstsein. Diese lange Geschichte begründet schließlich jene fränkischen Merkmale, die man nicht so leicht von heute auf morgen abschütteln oder verändern kann.

So lange ist es doch gar nicht her, als 1705 in der „Sendlinger Mordnacht“ eine fränkische Infanterie gegen oberbayerische Bauern kämpfte. In den Franken steckt noch eine gehörige Portion Freiheit, die ein königtreues Oberbayern nicht verstehen mag. Umso unverständlicher und unerklärlicher ist es, wenn diese Franken nun immer wieder Oberbayerisches und Andersartiges nachahmen und gar nicht mehr merken, dass sie das ihnen Eigene verlassen. Da sieht man allenthalben Jägerzäunli, breite, weit ausladende Balkone, die fast nie benutzt werden, flache Dächer, Raiffeisensmokings im jeweiligen Mode-trend, schmucke Dirndl, Zithermusik und almerische Gesangsgruppen, kahle und wappengeschmückte Maibäume, die das ganze Jahr über stehen bleiben, auch Gamsbärte, wenn man es sich leisten kann.

Leider fehlt es den in Franken Lebenden allzu häufig an Selbstvertrauen und Selbstbehauptung und einem klaren, festen Standpunkt. Es trauert kaum einer um Verluste an mundartlichen Ausdrücken, Bräuchen, Liedern und anderen kulturellen Schätzen. Das Besondere wetzt sich zusehends ab. Der Schleifstein dreht sich rascher und rascher.

Vor rund etwa 1500 Jahren – Chlodwig ließ sich um 498 bekehren und taufen – wurden die Franken Christen. Welch ein Erbe, das es zu verwalten gilt! Im Prolog der Lex Salica



Weinlese in Franken

steht: „Es lebe Christus, der die Franken liebt!“

Sollten die Franken nicht auch ein wenig mehr dankbar dafür sein, dass sie trotz ihrer kleinlichen Zersplitterungen seit 1802 gemeinsam unter einem Dach mit weiß-blauen Ziegeln leben, in dessen Haus sie ihre Stuben mit rot-weißen Rechen ausmalen können? Wie einig wären sich die Franken eigentlich, wenn sie ein eigenes Bundesländchen gebildet hätten? Wahrscheinlich würden sie bis heute im Streit darüber liegen, welche Metropole die Hauptstadt werden könnte. So ist man sich wenigstens im Lamentieren einig, wenn es um angebliche Nachteile gegenüber Südbayern geht.

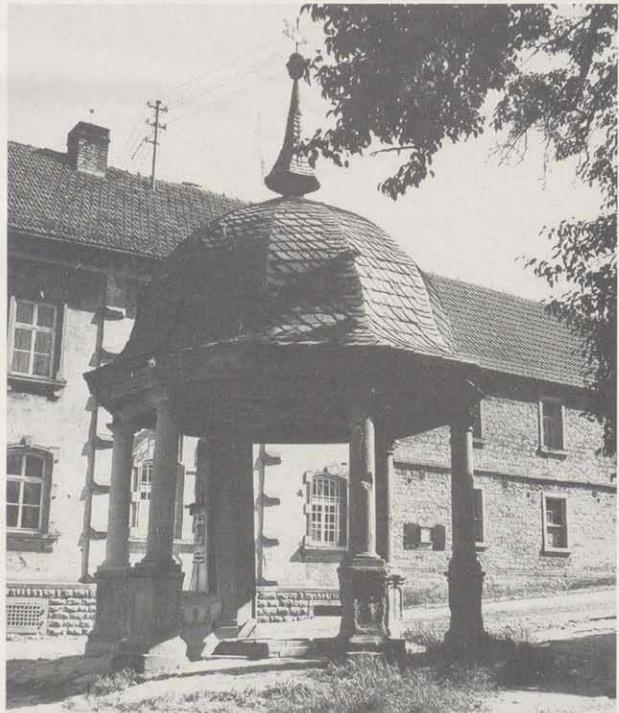
Aber trotz aller Bedenken gibt es insgesamt betrachtet keine allgemeine fränkische Verbohrtheit und Streitsucht, das sind Einzelfälle; denn dies liegt den Franken nicht, ihre innere Heiterkeit und Gelassenheit hat für Verbissenheiten kaum eine Ader. Einzelne kritische Stimmen wird man überhören müssen. Das Kleingeschachtelte und vielfach Aufgefächerte kann man ja auch kaum beschreiben. Ständig lauern die Gefahren dort, wo man den Einflüssen von außen leicht nachgibt.

Die jetzige Zeit ist für das Fränkisch-Markante äußerst ungünstig, sie gleicht zu sehr an. Wir werden immer ähnlicher und gleicher, auch gleichgültiger, gleichmacherischer, es verschwinden die Eigenarten und Leitlinien. Dass aber das Frankenland insgesamt trotz alledem bis heute eine vielschichtige, liebliche, ungemein vielfältige und liebenswerte Landschaft geblieben ist, stellen vor allem die Gäste und Fremden fest, die hierher kommen. So ist es ständig von neuem notwendig, dass jeder einzelne seine Heimat lebenswert mitgestaltet und sich für ein bestimmtes Stück Erde mitverantwortlich fühlt.

Der vor knapp 80 Jahren gegründete Frankenbund wusste von Anfang an um sein Ziel: Die Pflege fränkischer Kultur und Landeskunde. In seinem letzten Seminar vor dem Jahr 2000 stellte er sich die Frage: Was ist (noch) typisch fränkisch? Oder präziser gefragt: Was ist bereits von all dem Reichtum verschwunden? Was geschiehe, wenn das Einzigartige, Außergewöhnliche wegfallen würde, wenn die wesenseigenen Merkmale vergingen? Zunächst fällt dieser anfängliche

Verlust kaum einem auf oder zumindest nur wenigen; denn die Feinfühligen, Einfühl samen schweigen ohnedies und nehmen die Tatsachen so hin wie sie sind. Aber inzwischen spürt man mehr und mehr, dass innere Kräfte erlahmen. Die meisten Menschen werden eurofähig, weltmännisch, für das Moderne rasch aufgeschlossen. Das Originale, Originelle muss man mit der Lupe suchen. Wir dulden kaum noch einen recht originellen Menschen, ein Urviech. Die Sonderlinge sitzen zusammengeballt in diversen Anstalten. Wehe dem, der sich ein wenig seltsam und komisch aufführt, „dar it glei a komischer Doldi, a Kauz. Ma muass sich für na scham“.

Es werden sich bestimmt nur wenige darin wiedererkennen, wenn an dieser Stelle einige Negativa, ein paar Mängelerscheinungen aufgereiht werden, die sich in den Merkmalkatalog einfügen: Zunächst steht vorneweg die Rechthaberei und die Streitsucht. Wie oft und wie gerne wird prozessiert, häufig wegen Nichtigkeiten und Belanglosigkeiten. Die Hauptsache ist, man hat Recht und bekommt sein Recht. Wie leicht kränkt und beleidigt



man sich. Wie rasch ist man eingeschnappt, sauer und verärgert, manchmal auf lange Zeit hin. Verzeihen und vergeben fällt nicht leicht. Hinzu kommt die Belastung, dass man gerne die anderen schlecht macht, dass man falsch redet und heuchelt. „Ar hat sou a folsch Getua“. Dagegen sollte man die oft nach außen hin sichtbare Schlamperei eher als eine gewisse Art von Begnadung betrachten.

Als Patron der Winzer und Bauern hatte der Apostel Bartholomäus hohes Ansehen, sein Fest liegt in den heißen Sommertagen am 24. August. Nach der Legende wurde ihm bei lebendigem Leibe die Haut vom Körper gerissen. Der Heilige kommt einem in Erinnerung, wenn man sich Gedanken über das Fränkische macht. Man wird das seltsame Gefühl nicht los, dass die feine Schicht fränkischer Eigenheiten wie die Haut des hl. Bartholomäus abgezogen wurde. Wer schöpft noch aus den rar gewordenen Brunnen und Quellen und wie viele Menschen sind noch fähig oder willig, ins Innerste, in das Unverletzliche der Heimat hineinzuschauen und Verluste zu entdecken? Wir können mit unseren Wurzeln mehr oder minder überall leben, aber gedeihen können wir nur an bestimmten Orten, die zur Heimat wurden.

Diese große Zeitenwende ruft zur Besinnung auf, auch zur Wende und Umkehr. Wir dürfen dabei sein. Die Zeit selbst wird sich nicht wenden, die so genauen Uhren gehen gleichmäßig weiter, der Sekundenzeiger macht keinen Augenblick halt. Wichtig ist aber, dass wir, jeder einzelne, einmal Rückschau halten, dass wir das Ziel markieren und überlegen, wohin der Weg geht. Raum und Zeit bilden das Koordinatensystem unseres Daseins, unserer Existenz.

Bei allen Bemühungen um einige Einsichten in das Fränkische und diese Bemühungen sind gleichzeitig mit einer großen Begeisterung und intensiven Liebe für alles Fränkische verknüpft, kann und will ich meine eigene nie aufhörende, bohrende Sehnsucht nach meiner Ursprungsheimat, dem Egerland, verschweigen. So liegt als Fundament ein tieferes Koordinatenkreuz in meinem Innern. Immer wieder einmal leuchtet diese elementare Grundsicht der böhmischen

Ursprungsheimat durch, die kein anderer als Rainer Maria Rilke so treffend in Verse presen konnte in seiner böhmischen Volksweise:

„Mich röhrt so sehr böhmischen Volkes Weise;

Schleicht sie ins Herz sich leise macht sie es schwer ...

Magst du auch sein weit über Land gefahren

Fällt es dir nach Jahren stets wieder ein.“

Wir Menschen brauchen alle eine Behausung, ein Zuhause. Eine der schlimmsten Klagen wird laut, wenn man hören muss: Ich habe keine Heimat mehr.

So gilt es im Grunde genommen nur, sich an einige Regeln zu halten: Man sollte mit dem zufrieden sein, was man hat. „Sei zufrieden, es könnt viel schlimmer sei!“ Nach Möglichkeit müsste jeder das rechte Maß, sein Maß einhalten und nicht darüber hinaus leben wollen; denn „Alszu is kee Ackerläng!“ Gera de im Fränkischen ist der Rat ernst zu nehmen, sich immer in seine vorgegebene Gemeinschaft einzufügen und sich dort für bestimmte Dinge verantwortlich zu fühlen. Dabei sollte man wissen, dass besonders der Franke gerne immer wieder einmal geachtet, beachtet, ästmiert, gelobt und anerkannt werden möchte.

Auch in dieser unsicheren, unruhigen, verwirrenden Zeit ist jedem von uns ans Herz gelegt, Bodenständigkeit und inneren Halt zu bewahren und sich seine Heimat vertraut zu machen; denn leichter und unbeschwerter als in früheren Zeiten zieht es immer mehr von daheim fort. Ich lebe seit vielen Jahren am Biebelrieder Kreuz und kann von diesem ständigen Fortmüssen ein Klagelied singen.

In Zukunft werden einige Überlegungen notwendig sein: Arbeit und Beschäftigung auch mit kleineren Sachen wahrt die Würde und lässt das Leben leichter meistern. Und jene alte Weisheit sei wieder einmal in Erinnerung gerufen: Beten und die intensive Liebe zu Gott und den Mitmenschen adelt und ehrt jeden Mitmenschen. Mit solchen Vorsätzen kann man unbeschwerter und hoffnungsvoller, beruhigter und gelassener ins neue Jahrtausend schreiten.